



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Tausend und Ein Tag im Orient.**

**Bodenstedt, Friedrich**

**1850**

von vielen Wassergräben umzogenen Beete — den größten Stolz der Erfurter — herabzieht. Wenn die Brunnenkresse nicht ein volles Genüge gewährt, der wird in Erfurt wenig Befriedigung finden. Die Stadt, vor Jahrhunderten ein bedeutender Handelsplatz, ist von ihrer mittelalterlichen Größe längst herabgesunken; auch „kein Dalberg“ ist mehr da. Die französische Gewaltherrschaft ist nicht mit leisen Schritten hier aufgetreten, und hat dauernde Spuren hinterlassen. Für ihren Druck konnte das Parterre der Könige, welches die erstaunten Erfurter im Jahre 1808 in ihrem Theater sahen, keine Entschädigung bieten. Jetzt sind Bureaokratie und Militär die beiden hier herrschenden langweiligen Mächte; ein Theil der Bürgerschaft, die s. g. höhere, schließt sich ihnen an, der andre Theil ist in jeder Beziehung charakterlos — (weder Katholicismus noch Pietismus machen sich hier bemerklich) — und wird sich bald als Spielball eines pfffigen Demagogen brauchen lassen, der sich die Mühe gibt, ihn zu dominiren, — bald der gehorsame Diener der Willkür sein. In der Politik sind nur die äußersten Richtungen vertreten, die sich mit Erbitterung bekämpfen. Denuncationen sind nicht selten. Deutsch zu werden bemüht man sich jetzt, des Parlaments wegen. Das Familienleben ist philiströs, die Gesellschaften ohne Leben, der Ton kleinstädtisch. Die Frauen zeichnen sich durch den Mangel an Anmuth aus, ihren auffallend graciösen Gang schreibt ein Schriftsteller über Erfurt, der Medicinalrath Horn, dem schlechten Straßenpflaster zu. Früher muß Manches anders gewesen sein. Als Göthe vor siebzig Jahren seiner Freundin Charlotte Stein aus Erfurt schrieb, er sei hier in Gesellschaft gewesen mit „niedlichen Wisels,“ — damals war das Straßenpflaster besser, oder die Hypothese des Herrn Horn ist unrichtig.

Indeß scheint den Erfurtern klar zu werden, daß den hiesigen Zuständen eine Aenderung noth thue. Vielleicht führt der Reichstag auch einen neuen Tag für die Stadt herbei.

Indem ich diesen Brief schließe, erfahre ich, daß Herr v. Radowitz für Erfurt zum Reichstage gewählt ist. Zugleich geht die telegraphische Nachricht ein, daß unser früherer Abgeordneter für die Frankfurter Reichsversammlung, Graf Keller, der zu den Edelsten der deutschen Partei gehört und hier deshalb allgemein mißliebig geworden, in Merseburg gewählt ist.

Den 31. Januar 1850.

### Friedrich Bodenstedt: Tausend und Ein Tag im Orient.

(Berlin, 1850. Verlag der Decker'schen Hofbuchdruckerei.)

Der Name des Verfassers ist durch seine frühern Schriften: „Die poetische Ukraine“ und „Die Völker des Kaukasus“ dem großen Publikum, der journalisti-

schen Welt außerdem durch seine taktvolle Leitung des Lloyd in dessen liberaler Periode zu Triest, bereits rühmlich bekannt. Bei einem Reisebuch aus dem Orient fragen wir zunächst nach der Berechtigung des Verfassers, nach seinem politischen Standpunkt, der Schärfe seines Blicks, seinen Interessen und seiner Darstellungskunst, und wir werden den Reisenden — wenn er nicht bestimmte wissenschaftliche Zwecke verfolgt, als Botaniker, Archäolog, Sprachforscher u. s. w. — um so höher schätzen, je besser es ihm gelingt, uns die Zustände und Eigenthümlichkeiten der fremden Menschen, unter denen er gelebt hat, verständlich und interessant zu machen. Bodenstedt hat beide Tugenden eines guten deutschen Reisenden, sowohl die häufigere, sich leicht und unbefangen in die fremde Welt, welche ihn umgibt, hineinzuleben, als auch die seltene, sich ein freies und sicheres Urtheil über das Empfundene und Erlebte aufzubauen. Als junger Mann aber mit tüchtiger norddeutscher Bildung kam er nach Rußland, von da in die transkaukasischen Provinzen des Czarenreiches, unter die Tscherkessen, nach der Türkei und so fort, seine eigenen Verhältnisse waren überall, wie es scheint, sehr günstige, denn sie erlaubten ihm, alle bedeutenden Menschen und Situationen in der Ruhe zu beobachten, und mit sicherem Schritt in Paläste und Hütten zu gehen; ein ungewöhnliches Talent für fremde Sprachen muß ihm außerdem den Umgang mit den Fremden sehr erleichtert haben. Was ihn überall fesselte und beschäftigte, war die Seele der Menschen und Völker, ihr ideales Empfinden, ihr gemüthliches Leben, wie es sich in ihrer Poesie, ihren Gebräuchen und Sitten abspiegelt. Dafür hat der Reisende einen sehr scharfen Blick, er weiß aus dem Einzelnen der Erscheinung das Wesen des Menschen darzustellen, und was noch mehr werth ist, er weiß auch aus dem Wunderlichen und Lächerlichen das Schöne und Menschliche herauszufinden. Er interessiert, weil er gut beobachtet, aber er macht uns auch lieb und vertraut, was er sieht, weil er selbst Liebe zu den Menschen in dem Herzen trägt, und während er sich den Eindrücken der Stunde hingibt, zu gleicher Zeit mit Laune und Humor darüber reflectirt. Diese gute dichterische Begabung ist der charakteristische Vorzug Bodenstedt's; für den Leser erwächst daraus der große Vortheil, daß ihm aus kleinen Zügen, auch da, wo der Reisende schnell, ja flüchtig über den Augenblick hinzugehen scheint, ein lebhafter Eindruck und ein gutes Verständniß der Menschen und Sitten zu Theil wird.

Das letzte Werk des Verfassers wird am Besten in Verbindung mit seinen früheren gelesen. Es ist mit seinen Bildern, Gedichten und Situationen eine heitere Ergänzung jener Bücher, in denen er die Poesie der Ukraine und das Reich Schamyl's dargestellt hat. Wenn in den Völkern des Kaukasus die kunstvolle Darstellung des philosophischen Systems der Muriden uns Respect vor den ethnographischen Studien Bodenstedt's abzwingt, so läßt man sich in diesem Buch durch die ruhige Heiterkeit seiner genießenden Seele fesseln. Der Verfasser führt von Moskau nach Tiflis und skizzirt auf der schnellen Reise durch eingestreute

Volkslieder und kleine Züge die Individualität der Stämme, durch welche er fliegt, er charakterisirt das altrussische Leben der Moskowiter durch die — vortreffliche — Uebertragung eines nationalen Gedichtes, das Lermontov aus alten Volksliedern zusammengesetzt hat, das Lied vom Czaren Iwan Bassiljewitsch; dann geht's ähnlich durch die donische Steppe nach Tiflis. Das Leben in Georgien und Armenien wird personificirt in einer Anzahl von drolligen und ernstern Figuren; durch die Hauptfigur des Buches, Mirza Schaffy, den Lehrer des Reisenden in der Tartarischen Sprache und der poetischen Weisheit des Orients; den armenischen Fürsten T., den Prediger von Griwan, den Patriarchen des Ararat, die finstere Geschichte der Familie Abel-Chan's von Kaitach u. s. w.

Unter die Gestalten der Orients aber treten die Gebieter des Landes, die Russen, als weniger poetische Figuren auf, und man sieht über der ganzen bunten Welt des russischen Orients jenes Verhängniß schweben, das sich überall bereitet, wo ein untergehendes altes Volksleben mit einem neuen, unfertigen im Kampfe liegt. Von Tiflis fährt der Reisende zu den Ländern des schwarzen Meeres, in die ungesunden Fieberstationen an der Küste; und die letzten Eindrücke, welche der Zug in eine fremde Welt dem Leser hinterläßt, sind von ernster und drohender Art. — Der Verfasser verspricht eine Fortsetzung, wir erwarten sie schon nach dem Titel, der für den einen Band, welchen wir gegenwärtig in Händen haben, eine zu weite Hülle ist.

Aus dem Mittelpunkt des Buches, dem Kreise des weisen Mirza Schaffy theilen wir einen Abschnitt mit, charakteristisch für den Verfasser und die Welt, welche er schildert. Mirza Schaffy, der närrische Kauz, welcher nach orientalischer Auffassung das Tartarische nicht grammatikalisch als Sprache lehrt, sondern als Weisheit, in Sprüchen und Liedern von Hafs und seinen eigenen, hat seinem Schüler Bodenstedt schon oft von einem andern Weisen des Morgenlandes erzählt, der fast eben so weise sei, als er, Mirza Schaffy, der „Schüler“ benützt einen Ausflug, diese zweite Größe zu besuchen:

Unter den wenigen, in Achalzik zurückgebliebenen Türken, war der hervorragendste Dmar-Effendi, ein Schriftgelehrter, den ein kleiner Grundbesitz in dem unweit der Hauptstadt gelegenen Dorfe Adigion, sowie besondere Gunstbezeugungen der russischen Regierung an die Scholle fesselten.

Mirza-Schaffy hatte schon in den ersten Monaten unsers Beisammenseins an Dmar-Effendi geschrieben: es hause jetzt in Tiflis ein junger Alim aus dem Abendlande, der bei ihm die Weisheit lerne, und der später auch eine Wallfahrt zu Dmar-Effendi unternehmen werde, um seine Sprüche der Weisheit zu erforschen. Mein bescheidenes Dasein war also nicht nur dem Weisen von Adigion längst bekannt, sondern durch diesen auch zur Kenntniß der ganzen Nachbar-

schaft gekommen, wo Dmar=Effendi nicht wenig an Ansehen gewonnen hatte, bei der Nachricht, daß sein Mund der Born sei, dazu die Weisen des Abendlandes gepilgert kämen, um daraus zu schöpfen.

Ehe ich meine Ausflüge in's Innere des Paschaliks antrat, entsandte ich Botschaft an den Weisen, daß ich den Stab der Pilgerfahrt ergreifen und demnächst bei ihm eintreffen werde. Darauf erhielt ich eine Antwort von Dmar=Effendi, worin er mir sein Herz und seinen Verstand zu Füßen legte und sagte, daß die Schwelle seines Hauses nach dem Glücke seufze, von meinen Füßen berührt zu werden.

Ein russischer Offizier, der eine Dienstreife in das Innere des Landes zu machen hatte, bot mir seine Begleitung bis Adigion an; Giorgi, mein Diener, bat mich um die Erlaubniß, Jussuf, unsern Wirth, und noch einige Verwandte mitnehmen zu dürfen, so daß die Gesellschaft, mit der Kosakeneskorte, einen ganz stattlichen Reiterzug bildete.

Vorüberreitende Türken mußten inzwischen die Nachricht nach Adigion gebracht haben, daß eine Karawane im Anzuge sei, denn noch ehe wir einritten in das Dorf, kamen uns Botschafter von Dmar=Effendi entgegen, welche Teppiche vor uns ausbreiteten, und uns mit Milch und süßen Früchten bewirtheten.

Trog der Untiefen der schmutzigen Gassen von Adigion, und trog der von furchtbarem Bellen begleiteten Angriffe der schaarenweis auf uns losstürzenden Hunde des Ortes, kamen wir mit einbrechender Dämmerung glücklich vor dem Hause Dmar=Effendi's an.

Das ganze Dach, sowie der Balkon, war mit Menschen angefüllt, und Sänger waren aufgestellt, uns mit Saitenspiel und Gesang zu begrüßen.

Nach dem für Alle geltenden, landesüblichen Gruße, die Hand an Herz und Stirn zu legen, wandte sich Dmar=Effendi zu mir und sprach: „Möge Deinen Fußstapfen Glück folgen! Mein Haus ist Dein Haus! Deine Wünsche sind mir Befehle!“

Darauf wurden noch eine Menge der schmeichelhaftesten Phrasen gewechselt. „Was sagt Togrul=Ben=Arslan!“ — rief der Weise, — „Das Angesicht meines Gastes entzückte mich, also, daß mein Herz überquoll vor Freude!“ — „Was sagt Fifuli!“ — entgegnete ich — „So bin ich armer Wanderer zu Dir gekommen, wie ein Tropfen Wasser, der zum Dzean geschwommen!“

Inzwischen dauerte der Gesang und das Saitenspiel ohne Unterbrechung fort.

Trog der dunkel hereinbrechenden Nacht blieben wir auf dem Balkon, der durch ein halb Duzend riesig langer, aus geöltem Papier bestehender Laternen erleuchtet wurde.

Fortwährend wurden Früchte, Milchspeisen verschiedener Art und süßes Backwerk herungereicht.

Meinem russischen Freunde, dem die ganze Scene so komisch erschien, daß er

nur mit Mühe durch fortwährenden Genuß der dicken Milch das Lachen unterdrücken konnte, war etwas unwohl geworden. Er klagte mir seine Noth, denn es war kein Ausweg zu finden, ohne eine allgemeine Störung herbeizuführen.

Der Balkon führte in das Selamlif (Begrüßungszimmer), welches wiederum mit den andern Gemächern des Hauses in Verbindung stand. Allein dort hinzugehen, wäre gegen alle Sitte des Landes gewesen; es blieb sonach nichts übrig, als vom Balkon herab auf die Dächer der angrenzenden Häuser zu steigen, was aber wegen der vielen Hunde sehr gefährlich war.

Ich wendete mich an Dmar-Effendi und sagte: O Weiser! löse mir die Räthsel: es steht geschrieben, der Geist sei gewaltiger als der Körper, — und doch hat dieser mehr Gewalt über jenen, als jener über diesen. Wenn der Geist sich zum Himmel emporschwingt, so kann er den Körper nicht mitnehmen — wenn aber der Körper seine gewöhnlichsten Bedürfnisse hat, so muß die unsterbliche Seele ihm folgen!

Dmar-Effendi lächelte, winkte einigen Leuten und befahl ihnen, Laternen zu bereiten, um zu leuchten, und Knittel, zur Abwehr der Hunde.

In wenigen Minuten erschienen acht dickbeturbante Türken und stiegen mit meinem russischen Freunde den Balkon hinab, auf die angrenzenden, terrassenförmig gebauten Häuser.

Ein riesiger Türke, in blutrothem Gewande, führte den Zug, in der Hand, tragend; der zweite Laternenträger ging hinterher, während die übrigen Begleiter, mit furchtbaren Knitteln bewaffnet, den Ruffen in die Mitte nahmen, um ihn vor den wolfähnlichen, von allen Seiten heranstürzenden Hunden zu schützen.

Von Zeit zu Zeit blieben sie stehen, um zu erforschen, ob der richtige Anhaltspunkt gefunden sei.

„Wessen Dach ist dieses?“ fragte der erste Laternenträger.

„Abdullah's, des Kaufmanns!“ erwiderte der zweite.

„Das ist gefährlich; hier können wir nicht bleiben.“

Und sie stiegen weiter hinab auf ein ganz niedriges Haus.

„Wessen Dach ist dieses?“

„Das Dach der Wittve Ibrahim's, des Schneiders!“

Und sie ließen sich nieder auf dem Dache der Wittve.

Am folgenden Tage reiste der Offizier weiter, Jussuf und seine Verwandten kehrten nach Achalziß zurück, und ich blieb mit Giorgi allein bei Dmar-Effendi.

Unsere Mahlzeiten hielten wir gewöhnlich in den obstreichen Gärten des Dorfes, welche, wie das ganze Land, künstlich durch Kanäle bewässert waren. Auf den dunklen Rasen wurde ein Teppich gelegt, darüber eine kaum sechs Zoll hohe Tischscheibe gestellt, und rund herum saßen wir mit untergeschlagenen Beinen. Ein paar der angeseheneren Einwohner des Dorfes befanden sich gewöhnlich in

unserer Gesellschaft, während andere in großer Zahl sich freiwillig zu unserer Bedienung anboten.

Ich mußte meinem Wirth alle Lieder und Sprüche der Weisheit sagen, die ich von Mirza-Schaffy gelernt hatte, und der Weise von Adigton sang mir dafür die seinigen vor. Ich fand darin eben so viel Anmaßung und Selbstgefühl, aber bei Weitem nicht die Frische und Originalität, wie in den Gesängen Mirza-Schaffy's. Wir schrieben gemeinschaftlich Briefe an Mirza-Schaffy; mein Wirth, um seine Freude über meinen Besuch auszudrücken, und ich, um ihm nach langer Trennung wieder einen Bericht von meinen Erlebnissen zu geben. Wir rühmten gegenseitig unsere Handschrift, denn auf das Schönschreiben wird im Orient ein ungemein großer Werth gelegt; ja, es wird als ein wesentlicher Bestandtheil der Weisheit betrachtet. Darum kommt es hier nicht selten vor, daß ein Schriftgelehrter den andern auffordert, ihm einen Beweis seiner Schreibekunst zu geben, und ihn verhöhnt, wenn die Probe schlecht ausfällt.

Die Artigkeiten, welche Dmar-Effendi mir über meinen Brief sagte, — den ich ihm zeigte, wie er mir den seinigen, — schrieb ich alle auf Rechnung Mirza-Schaffy's.

„Du thust wohl — entgegnete er — Deinen Lehrer zu preisen; aber die Weisheit läßt sich nicht ganz so verschenken, wie ein anderes Ding; nur halb kann sie gegeben, halb muß sie gewonnen werden. Es läßt sich kein Baum pflanzen auf Steinen, und keine Weisheit im Kopfe eines Thoren. Was sagt Hafis:

„Nie wirst Du den Juwel Deiner Wünsche erlangen

Durch eigene Mühe —

Und doch nie, o Hafis! wird er zu Dir gelangen

Ohne eigene Mühe!“

Ich zitierte ihm zur Entgegnung die Stelle aus der Bibel, wo es heißt: „Wer da hat, dem wird gegeben, wer aber nicht hat, dem wird noch genommen, was er hat.“

Er nickte einverständlich mit dem Kopfe, und ich fuhr fort: „Es geht mit den Sprüchen der Weisheit im Kopfe eines Thoren, wie mit dem Gelde in der Hand eines Bettlers, davon Saadi geredet: „In der Hand eines Bettlers bleibt das Geld so beständig, wie die Geduld im Kopfe eines Verliebten, und das Wasser im Siebe!“

„Aber eben so schwer — rief Dmar-Effendi — wie es ist, die Weisheit in die Köpfe der Thoren zu bringen, eben so schwer ist es auch, die Thorheit ganz zu vertreiben aus den Köpfen der Weisen!“

„Weil auf dem fruchtbarsten Acker — entgegnete ich — auch das Unkraut am besten gedeiht. Es genügt, wenn der guten Früchte mehr sind als des Unkrauts, und dazu bedarf es schon großer Pflege und großen Kampfes. Ein Gleiches gilt von den Anlagen und Eigenschaften der Menschen. Was ist die Rein-

lichkeit? Ein Kampf gegen den Schmutz; — was ist die Tugend? ein Kampf gegen das Laster; — denn jedes gute Ding hat seinen schlimmen Gegensatz, und je beständiger der Kampf, desto größer der Werth des Menschen, weil seine Kräfte nicht ermatten, sondern gestärkt werden in solchem Kampfe.“

Dmar-Effendi sah eine Zeitlang schweigend vor sich hin, klopfte seinen Tschibug aus, rückte an seinem Turban, und dann wandte er sich zu mir und sagte mit ernstem Gesichte: „Ich möchte wissen, wer von uns Beiden der Weiseste ist!“

Ich hatte Mühe, bei dieser seltsamen Frage das Lachen zu unterdrücken, aber ich bezwang mich und erwiederte: „Wie kannst Du solche Frage thun? Was ist ein Wassertropfen im Vergleich zur Perle? Was ist ein Staubkorn im Vergleich zum Diamanten? Was bin ich im Vergleich zu Dir?“

Er lächelte zufrieden über meine Antwort, aber bestand nichts destoweniger darauf, zu erforschen, wer von uns Beiden der Weiseste wäre.

Ich war neugierig, wie er seine Forschungen anstellen würde. Er ging in's Haus, holte ein paar gleiche Stücke Papier, gab mir eines davon, legte das andere vor sich auf's Knie zum Schreiben, und sagte: „Nun schreib', ich werde zu gleicher Zeit mit Dir anfangen!“

Da ich noch immer nicht fassen konnte, wo er hinaus wollte, fragte ich ihn: „Sag' mir, o Dmar-Effendi! was ist Dein Rath und Begehren?“

Er bedeutete mich, ich solle ihn in Versen besingen, und er werde mich besingen, und wer von uns am ehesten das Blatt Papier ausfüllte, der sollte der Weiseste sein.

Ich hatte Mühe, ihm klar zu machen, daß es ein großer Unterschied sei, sich nothdürftig in einer fremden Sprache ausdrücken zu können, oder Gafels darin zu schmieden. „Und wenn ich noch zwanzig Jahre Türkisch lernte — schloß ich — so würde ich doch nimmer so schöne Verse drin schreiben können wie Du!“

„So schreib' Du in Deiner Sprache — entgegnete er — und ich werde in meiner schreiben. Nachher aber sagst Du mir, so gut Du kannst, was Du geschrieben.“

Ich mußte mich fügen; wir setzten uns nieder, und der Wettkampf der Weisheit begann.

Es war mir natürlich leichter, eine Seite deutscher Knüppelverse zu schreiben, als es ihm sein konnte, eine Seite mit seinen türkischen Hieroglyphen anzufüllen.

Ich schrieb was mir eben durch den Kopf fuhr, und als er bemerkte, wie ich meine Feder rührig handhabte, während er kaum ein Duzend Buchstaben gemalt hatte, rief er mir zu, ja aufmerksam zu schreiben, denn er werde das Blatt bewahren, und zeigen, wenn einmal wieder ein Weiser aus dem Abendlande zu ihm gepilgert käme.

Ich schrieb langsam weiter; da ich aber ein schlechter Gelegenheitsdichter bin, so konnt' ich nichts Besseres thun, als die Knüppelverse zu vollenden, in der Weise, wie ich sie begonnen hatte.

Ich war fertig, ehe er noch die Hälfte seines Blattes beschrieben hatte, aber ich schwieg, und zog unbemerkt mein Notizbuch aus der Tasche, um die Verse abzuschreiben, zum Andenken an den seltsamen Kampf der Weisheit in Adigion.

Doch selbst nachdem ich die Abschrift genommen hatte war Dmar-Effendi noch immer nicht fertig.

„Hast Du Dein Gedicht vollendet?“ fragte er nach einer Weile.

Ich antwortete „Ja.“

„Zeige was Du geschrieben!“

Ich suchte ihm die Knüppelverse zu verdolmetschen, so gut es gehen wollte. Und da vielleicht auch mancher Leser neugierig ist, den Inhalt jenes Blattes zu kennen, so lasse ich den Urtext hier folgen, ungefeilt und unverfälscht, in treuer Abschrift aus meinem Tagebuche, um der Wahrheit getreu zu bleiben, so sehr auch die Verse darunter leiden mögen.

### An Dmar-Effendi.

Ein Jeder hat sein Schicksal hier im Leben,  
Wie's Allah ihm, der Einige, gegeben.  
Erfüllt der Mensch, was ihm das Herz bewegt,  
Thut er, was Allah ihm in's Herz gelegt.  
Mir ward der Gang, durch alle Welt zu wandern,  
Daß ich der Menschen Thun und Treiben lerne —  
So zog' ich fort, von einem Land zum andern,  
Und ließ die Heimath und die Meinen ferne.  
Wohl oft fand ich, was Aug' und Herz ergögte,  
Doch nie, was meine Heimath mir ersetzte!  
Ob trüb, ob heiter meines Schicksals Sterne,  
Die Blicke schweiften heimwärts in die Ferne.  
Bei Dir, o Dmar! nur, sah ich und hört' ich  
Das Ferne nicht, und nur was gegenwärtig  
Erfüllte mich: so freudebringend ward  
In Deinem Hause mir die Gegenwart!  
Ich wiegte mich auf Deiner Gärten Matten,  
Ich ward gefühlt von Deiner Bäume Schatten,  
Zum Klang der Tschengtir schollen Lustgesänge,  
Es harrte meines Winks der Diener Menge;  
Ich labte mich an Deiner Weisheit Wort,  
Du scheuchtest Sorgen, Gram und Zweifel fort;  
Ich ward gesontt von Deiner Freundschaft Blick,  
Dmar, bei Dir Nichts fehlte meinem Glück!  
Gelobt sei Allah, daß er mir im Leben  
Durch Dich solch' schönen Augenblick gegeben!  
Lob, Preis ihm, daß er Dir mich ließ begegnen,  
Und mög' er Dich und alles Deine segnen!

Der Weise schien sehr erfreut zu sein über das Bild, welches ich von dem Genuß seiner Gastfreundschaft gezeichnet; aber er weigerte sich, mir das von ihm beschriebene Blatt zu geben. Er sagte, es set ihm nicht gelungen wie er es wünschte, und er wolle mir etwas Besseres dafür aufschreiben.

Da ich aber zuerst fertig geworden war, so entschied er den Kampf der Weisheit folgendermaßen: „In Deinem Stamme bist Du der Weiseste — in meinem Stamme bin ich der Weiseste!“

Darauf drückte er kräftig meine Hand, und ging in sein Harem, mit dem Versprechen, bald zurückzukommen.

Nach einer Viertelstunde erschien er wieder und sagte, er habe seiner Fatima erzählt von den Redebäumen, womit ich sein Haus übersättet, und sie habe mir dafür ein Geschenk zgedacht, einen prächtig gestickten Tabaksbeutel.

„Es ist eigentlich nicht schicklich für den Mann — fuhr er fort — von seinen Frauen zu sprechen, aber ich mache eine Ausnahme, um Dich zu ehren. Und hier

— sagte er, indem er ein altes Buch aus seinem Gewande zog — hast Du ein Andenken von mir. Es ist das Beste, was ich Dir anbieten kann, denn es sind meine, meines Vaters und meines Großvaters Gedichte darin! Nimm es und behalte es als Preis für den Sieg im Kampfe der Weisheit!“

## Wiener Zeitungen und Zeitungshelden.

### 4. Der Wanderer

hat die Allgemeine Oestreichische Zeitung beerbt, welche Minister von Schwarzer nach dem März gründete. An den Namen der Allgemeinen Oestreichischen Zeitung knüpfen sich traurige Erinnerungen; zwei ihrer ersten und Hauptmitarbeiter waren Becker und Zellinek, welche Fürst Windischgrätz wegen Preßvergehen (siehe das standrechtliche Urtheil) einfach todtschießen ließ. Der Fürst hätte sich gegen Thron, Altar und Adel versündigt, wenn er die seltene Gelegenheit nicht benützt hätte, an der Preßfreiheit, welche den Großen der Erde von jeher Schimpf und Verdruß anthat, eine blutige und in seinen Augen großartige Rache zu nehmen. Die Preußen haben später in Baden durch die Hinrichtung des Ellenhanns, Redacteurs des Rastatter Festungsboten, ein ähnliches Exempel statuirt. Der Haß gegen die Schreiber und Federfuchser scheint allen Soldaten gemein; den höher gestellten Federfuchsern können sie nicht zu Leibe, ja sie dienen den Diplomaten oft als blinde Werk- und Spielzeuge, wo sie selbst zu herrschen und zu regieren wäñnen; um so willkommener Beute wird stets ein armes Zeitungsschreiberlein sein, welches dumm genug ist, dem Kriegsgericht in's Garn zu laufen. —

Die Presse war aber in Oestreich trotz alledem noch lange nicht gebändigt. Es ist vielmehr eine beachtenswerthe Thatsache, daß sie nach der Einnahme Wiens noch lange Zeit einen großen Theil der gewohnten Freiheit behielt. Man verfuhr glimpflich mit ihr bis zur Entscheidung in Ungarn durch den Einmarsch der Russen, allmählig stieg die Strenge, das militärisch gestimmte Ministerium schlug ihr erst mit dem Lineal, dann mit dem Radstock, dann mit dem Flintenkolben auf die Finger. Vergleichen Sie die Wiener Zeitungen vom Winter 1849 mit denen von 1850; in prinzipiellen Dingen führte die sogenannte Opposition eine Sprache, die heute für hellen Brand und Hochverrath gelten würde; von den Er rungenschaften schienen selbst Lloyd und Wiener Zeitung kein Pünktchen abzwacken zu wollen; die Freunde der Linken in Kremser schrieben an die Ostdeutsche Post nicht nur wehmuthsvolle Briefe aus Tomi, sondern offene, wenn auch ohnmächtige Reden für die unantastbare Autorität des Reichstages. . . . . Kurz, es war mehr Preßfreiheit in Oestreich als jetzt, und jetzt genseßen wir vielleicht noch größere Schreibfreiheit, als wir in einigen Monaten können werden. Mit dem Januar 1849 erstand auch die Allgemeine Oestreichische Zeitung von den Todten und suchte unter den Auspicien Schwarzer's, der in Kremser als Abgeordneter vegetirte, den Ton ihres früheren Liberalismus, in zeitgemäßer Dämpfung, wieder anzuschlagen. Eines schönen Morgens jedoch ging es der Allgemeinen Oestreichischen Zeitung wie früher schon der Ostdeutschen Post; sie erhielt den Befehl zu verschwinden und Vater Welden oder Böhm konnte sich das Vergnügen nicht ver sagen, den gewesenen Minister von Schwarzer auf das Stockhaus zu setzen! Welch ein Triumph in Israel! Man hat bekanntlich nach Kategorien geschossen,